

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

10. Kapitel.

Es war März geworden, und Reisner hatte sich entschlossen, einige Wochen in die österreichischen Alpen zu reisen. Es war nicht allein Erschöpfung, was ihn trieb, der Arbeit den Rücken zu kehren. Er wollte einige Wochen wieder einmal der sein, der er früher gewesen war, ein harmloser Mensch, der dem Leben nicht mit dunklen Absichten zuleibe ging. In Berlin war das nicht möglich, hier galt allein seine Maske. Ob er diese Maske wirklich würde abwerfen können, darüber war er sich freilich noch nicht ganz klar. Oft dünkte es ihn, als ob er mit ihr schon verwachsen wäre, oder als ob das, was er für seine Maske hielt, in Wirklichkeit doch er selber war.

Protop bereite die Reise vor.

In ihm hatte Reisner einen Diener gefunden, wie ihn ein Mensch, der nicht für und nicht mit, sondern gegen und ohne die Mimensäue lebte, brauchte. Es wäre nicht leicht gewesen, zu sagen, wie alt Protop war: man konnte ihn ebenso gut auf dreißig wie auf vierzig Jahre schätzen. In seinem glattrasierten, gelben Gesicht regte sich kaum je eine Falte. Die Haltung seines langen, geschmeidigen Körpers war jederzeit gerade, sein Gang, seine Bewegungen drückten Bestimmtheit aus und waren doch leicht. Er sprach nur, wenn man ihn fragte, und seine Antworten klangen knapp, sachlich und treffend. Er war immer zur Stelle, wenn man ihn brauchte, und verschwand sofort, wenn er sah, daß er zu verschwinden hatte. Er war ein bis ins Vollkommenste ausgeführter Automat, der geräuschlos arbeitete und der doch dachte.

Reisner zahlte ihm mehr als jedem anderen seiner Angestellten. Protop war der einzige, dem er wohlwollte und von dem er mit Bestimmtheit wußte, daß auch er an ihm hing. Er war Reisners Schatten. Er las seinem Herrn die Wünsche von den Augen ab und er fand immer die richtige diskrete Form, sie zu erfüllen, ohne daß man eigentlich sah, wie er es machte. In viele intime Angelegenheiten seines Herrn war er eingeweiht, in die ihm dieser oft mit drei, vier hingeworfenen Worten Einblick gewährte. Dabei verstieg sich Protop doch nie dazu, eine Meinung, ein Urteil zu äußern. Er hatte wohl ein Ohr, das aufnahm, dafür keinen Mund, der zurückgab. Und sein Dienen war keine Arbeit, sondern eine Hingabe. Er liebte seinen Herrn.

Protop füllte die zwei Koffer, die Reisner mit sich nahm. „Morgen mit dem Nachtschnellzug fahren wir,“ sagte Reisner zu ihm. „Aber heute kommt noch Besuch. Führe ihn in mein Zimmer.“

Reisner war abgespannt. Er warf sich in seinem Zimmer in den Klubsessel und rauchte. Ach bin müde, und es ist

Zeit, daß ich fortkomme, dachte er. Er fühlte sich als Kämpfer. Und er brach jetzt den Kampf flug ab, so lange, bis seine Kraft sich völlig wieder erholt haben würde. Im Untergrunde seines Bewußtseins regte sich freilich sogar so etwas wie eine Sehnsucht nach Frieden. Aber gerade das war die Schwäche, deren er Herr werden mußte. Deshalb drängte es ihn fort.

Er schalt sich jetzt, daß er nur einen einzigen Augenblick auf den Gedanken verwendet hatte, sich mit Frau von Mariß zu verbinden. Was konnte ihm diese Verbindung bringen? Eine Festigung seiner gesellschaftlichen Position vielleicht — und das war etwas, das er nie erstrebt, auf das er klugerweise von vornherein verzichtet hatte. Einen beträchtlichen Zuwachs seines Vermögens, gleichsam im Spiel errungen, — und das war erst recht etwas, dessen er sich hätte schämen müssen, da sein Ehrgeiz doch dahin ging, sich seinen Reichtum und seine Macht ohne Hilfe Dritter zu erringen.

Freilich, er konnte es nicht verhindern, daß die Gedanken an diese Frau zuweilen auch in anderer Form in ihm wach wurden, und nicht nur an diese eine Frau, nein, an die Frauen überhaupt, an das Weib, — das er haßte, und das sich über seinen Haß doch emporhob, mit einem dunklen Lächeln auf den Sphinxlippen, unverwundbar, ihm unendlich überlegen.

So pochte in halbwachen Nächten ein roter, stürmisch drängender Wille durch sein Blut, der seinen Haß höhnte, der seine Liebe hervorlockte, die doch noch da war, irgendwo im Verborgenen seines Herzens, und die er demütig machte und die er fortschickte, arm und hungrig, auf daß sie suchen gehe und betteln.

Die Erinnerung an dieses Zurückweichen und dieses Sichbeugen im Traume vor dem Feinde, mit dem es für ihn keinen Frieden gab, versetzte ihn am Tage in eine namenlose Wut. Und er sann nach Mitteln, seinem Blut zu gebieten, seinem Blut und seinem Herz, und er fand kein anderes, als daß er einseitig seinem Blut scheinbar nachgab.

Doch dieser Akt schämte er sich wieder und gab den Gedanken an sie auf. All seine Triebe warfen sich dann mit zehnfacher Wucht und mit hundertfachem Hunger auf die Arbeit des Tages, die ihn so zerrieb, daß er dann nachts wie tot in seinem Bett lag.

Ja, es war Zeit, daß er fortging, wenn der Gedanke, daß er sich erholen müsse, auch nur ein Vorwand war.

Denn in ihm war ein sonderbarer Glaube erwacht, der Glaube an eine Möglichkeit, die wie ein Märchen anmutete. Es schien ihm, daß es ihm wirklich möglich sein müsse, einige Wochen ein anderer Mensch zu sein, — diesen neuen Menschen nicht zu spielen, sondern er zu sein! Daß er dazu nur seine Maske abzulegen brauchte, das glaubte er nicht mehr. Eine große Verwirrung war in ihm. Wer war er wirklich, was war seine Maske? Er wußte es nicht mehr. Aber eine geheime Stimme sagte ihm, daß er es erfahren würde, wenn er von hier flöhe...

Ja, er beschloß, morgen zu fliehen.

Prokop öffnete lautlos die Tür und ließ Frau vom Nachsch einreten.

Reisner erhob sich langsam, sah erschöpft aus und küßte ihr die Hand, die sie ihm mit einer Geste, die halb gewährte, halb abwies, überließ.

Sie sah blaß und gequält aus. Da er sich nicht entschließen wollte, zu reden, schwieg auch sie. Etwas Feindseliges hing zwischen ihnen, das sie beide spürten, das aber nur eines von ihnen zu überwinden wünschte: sie.

Da sie sah, daß er zu apathisch war, um aus sich herauszugehen, nahm sie selbst einen Anlauf und sagte: „Ich bin gekommen. Haben Sie mich wirklich erwartet?“

„Ich habe nicht darüber nachgedacht,“ gestand er ihr.

Man sah ihm den Widerwillen an, den er zu überwinden hatte, um ihr zu antworten, um überhaupt zu reden. Er bereute es jetzt, sie empfangen zu haben. Immer wieder fragte er sich: wozu? Das Spiel war aus für ihn, sie sah es an seinem gereizten Lächeln.

Von den Gedanken, die unausgesprochen in ihnen lagen, ausgehend, sagte sie trozig: „Ich muß trotzdem mit Ihnen sprechen. Ich bestehe darauf. Sie werden sich mir nicht entziehen.“

„Wozu?“ fragte er nun laut.

„Weil Sie nicht nur ein Betrüger sein können! Deshalb!“

Erst jetzt bemerkte er, daß sie jene Papiere, die er ihr vor acht Tagen verkauft hatte, wieder mitgebracht hatte. Sie warf sie auf den Tisch. Die Gesellschaft, deren Aktien sie waren, hatte gestern liquidiert. Sie waren wertlos.

Sie maß mit erregten Schritten das Zimmer, ihr Taschentuch gegen die Lippen pressend, die zuckten, als kämpfe sie mit den Tränen. Sie sagte: „Sie haben es gewußt. Ihnen war genau der Tag bekannt, an dem die Gesellschaft ihren Bankrott erklären würde. Und doch —“

Da nicht genug Spannkraft in ihm war, sie zu verspotten, begnügte er sich damit, sich zu wehren. „Das müßten Sie mir erst beweisen,“ sagte er.

„Pui!“ rief sie aus.

„Sie sind ein Weib,“ lächelte er. „Sagte ich Ihnen nicht, daß ich das Spiel, das Sie mir aufzwangen, aufnehmen würde? Sie haben verspielt. Nun meinen Sie... Sie sind ein Weib!“

Sie drückte das Tüchlein gegen den Mund und weinte wirklich. „Ich bin ein Weib, ja. Deshalb weine ich nicht drum Geld nach, das ich verloren habe. Das würde ein Mann tun... Ich weine Ihnen nach. Sie habe ich verloren!“

Er wandte sich ihr zu, plötzlich auf das höchste interessiert. Er schickte sich an, in den verborgensten Faltungen ihres Gesichtes zu lesen, gierig, jede unbeherrschte Bewegung zu erfassen, die sie etwa machte. „Erinnern Sie sich?“ fragte er. „Sie machten mir jüngst einen Antrag. Ich bat Sie, acht Tage zu warten und mir dann zu sagen, ob Ihre Gesinnung noch die gleiche sei... Ich frage Sie jetzt: Wiederholen Sie Ihren Antrag?“

„Nein!“ rief sie heftig aus.

„Nein?“ fragte er, und es war schwer zu sagen, ob in dem Ton seiner Stimme Enttäuschung oder Freude oder beides zugleich lag. Er trat rasch vor sie hin und nahm gewaltsam die Hände von ihren Augen. „Ach,“ sagte er, und sie spürte das Ungewisse in seiner Stimme noch stärker, „Sie lieben mich —!“

„Ich hasse Sie!“ schrie sie ihn an.

Er schüttelte den Kopf mit einer Bestimmtheit, gegen die ihr Zorn nicht aufkam. „Nein, darin irren Sie sich,“ sagte er zärtlich. „Am Anfang, als Sie zu mir kamen, um mich zu versuchen, — meinetwegen, da haßten Sie mich! Vielleicht ohne daß Sie es selbst wußten, — aber da haßten Sie mich! Jetzt... lieben Sie mich!“

Ihre Augen waren mit einem Male trocken. Auch ihr Zorn war berraucht. Allein sie war tief traurig und in ihren Worten lag eine Bitterkeit, die wußte, daß sie niemals wieder zu beheben war. „Sie sind ein Narr,“ sagte sie. „Ein Narr, der nicht weiß, daß er es ist. Sie leben in einer Welt von Hirngespinnsten, die Sie eines Tages so verstricken werden, daß Sie hilflos sein werden... Sie behaupten, daß es meine Absicht war, mit Ihnen zu spielen? Nein, daran dachte ich keinen Augenblick. Aber ich wußte, daß Sie sich ein Spiel daraus machten, andere zu verderben, aus Gründen, die mir dunkel waren, hinter denen ich aber

ein Unglück vermutete, das Sie verbittert hatte... Deshalb kam ich zu Ihnen!“

„Um mich zu retten —?“

„Ich sagte Ihnen schon, daß Sie ein Narr sind. Wenn Sie es nicht wären, dann würden Sie nicht etne Frau hohnen, die Sie lieb hatte, um des Unglücks willen, das an Ihrer Stirn haftet wie ein Mal...“

Er wurde aschfaß. „Ein Mal?“ fragte er.

Instinktiv erkannte sie, daß sie ihn getroffen hatte, an der einzigen Stelle, wo er verwundbar war.

Sie sah ihn lange an. Und er ertrug ihren Blick, ohne sich zu rühren, als wäre das eine Genugtuung, die er ihr schuldete und die er ihr nicht länger weigerte.

„Was war es?“ fragte sie weich, schon bereit, ihm zu verzeihen.

Ein dunkles Fieber brach aus ihm empor, gewaltsam, jäh, schüttelte ihn und machte seine Augen glühen. „Gut,“ sagte er, „Sie haben ein Recht, es zu erfahren. Nur Sie! Aber Sie haben auch die Pflicht, es zu verschweigen. Ich weiß, daß ich Ihnen vertrauen darf. Hören Sie mich an!“ Er wartete, vor Bier bebend, nun eine Last von seinem Herzen zu schleudern. Dann stieß er hervor: „Was glauben Sie, wer vor Ihnen steht?“

„Wer?“ fragte sie atemlos.

„Ein — entlassener Sträfling!“

„Ein Straf —?“

„Ja!“

Sie erkannte ihn nicht wieder.

Er war tiefrot, seine Züge verzerrten sich, während er sprach, seine Brust arbeitete heftig. Alle Beherrschung war von ihm genommen. Es stand ganz unerwartet und deshalb überraschend einer vor ihr, der nur Mensch war, — nur Mensch, sonst nichts, mit allem Guten und allem Bösen.

In raschen Worten, die einander jagten, in abgehackten, stoßweise hervorgewürgten Sätzen berichtete er ihr die Geschichte seines Lebens. Er verschwieg und er beschönigte ihr nichts, er zählte nur Tatsachen auf.

Aber diese Tatsachen waren in ihrer harten Nacktheit einen grellen Schein auf einen Hintergrund von Hoffnungen, die einmal in Reisner geblüht hatten, und von Enttäuschungen, die das Gute seiner Jugend erwürgt hatten.

Ueber dem Ganzen lag, schwer und drohend und finster, die Nacht. Er war schlecht, weil er schlecht sein wollte. Ja! Er rächte sich.

Während sie zuhörte, brach alle Liebe von neuem aus ihr hervor, stärker, selbstloser und reiner.

Sie verfolgte jede seiner Bewegungen mit brennenden Augen. Und sie näherte sich ihm, legte die Hände auf seine Schultern und flüsterte seinen Namen.

Er fuhr sich über die Stirn, als besänne er sich, daß er von keinem Traum umjungen sei.

Er sah sie. Er sah ihre Liebe und wurde unsicher.

Aber er stand doch auf, trat von ihr zurück und schüttelte den Kopf.

„Warum?“ fragte sie ihn. „Wollen Sie niemals aufhören, zu hasßen?“

„Ich wüßte nicht,“ antwortete er erschöpft, „daß ich Grund hätte, zu lieben.“

„Glauben Sie nicht mehr an die Liebe? Können Sie nicht mehr an sie glauben?“

„Ich glaube nur an mich. Und in mir ist keine Liebe. Keine Spur von Liebe ist in mir.“

„Ich liebe Sie,“ sagte sie demütig und vor Scham errotend, „fühlen Sie es nicht, daß ich Sie liebe?“

„Ich liebe nicht,“ beharrte er hart.

„Dann werden Sie immer leiden...“

„Ich werde nur nie Ursache haben, mich zu freuen. Oder doch. Es macht Freude, wenn man sieht, daß man die Menschen beherrscht... Kennen Sie das Geheimnis? Daß nur der herrscht, der nicht liebt? Denn die Liebe unterjocht — ja, die Gefühle sind es, die unterjochen!“

„Liebe bindet, ja. Aber nur unser Böses. Unser Gutes wird frei. Liebe bindet unseren Willen und erlöst unser Herz... Wissen Sie nicht, daß man an nichts mehr leidet als an seinem Willen?“

Er schüttelte schon wieder gleichmütig den Kopf. „Und dennoch: ich will...!“

„Und wohin wollen Sie?“

Er war plötzlich wieder sehr ernst und ruhig. „Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich den Weg, den ich gehe, bis an sein Ende, bis ans Ziel gehen muß. Und ich denke, daß

ich dieses Ziel eines Tages sehen werde. Dann will ich es Ihnen zeigen."

"Ich werde warten," sagte sie. "Und ich glaube, daß ich nicht lange werde warten müssen. Der Weg, den Sie gehen, führt in die Unendlichkeit, wie alle Wege, die wir machen... Aber der Ihre ist beschwerlich. Sie werden bald müde sein."

"Und dann... dann wollen Sie mich aufnehmen... und mich bei Ihnen ruhen lassen?"

"Ja."

Er nahm ihre beiden Hände und küßte sie dankbar: "Gut, wir wollen warten."

Er führte sie selbst hinaus, bis hinunter in den Garten. Er sah ihr nach, bis sie verschwand. Dann lehrte er ins Haus zurück.

"Protokop!" rief er erregt und freudig. "Pafen! Pafen! Wir müssen reifen! Wir müssen fliehen!"

Er nahm die Papiere, die sie bei ihm zurückgelassen hatte, wog sie in den Händen und dachte: Es wäre unlogisch, wenn ich ihr gegenüber bereuen würde, es wäre ein Verrat an meinem Grundsatz. Sie erwartet es auch nicht. Denn sie kennt jetzt meinen Weg.

Er rief seinen Diener. "Protokop," sagte er, rasch die Adresse der Frau von Marisch auf das Paket schreibend, "die gnädige Frau hat dieses hier vergessen. Bringen Sie es zur Post."

"— meinen Abschiedsgruß," ergänzte er in Gedanken.
(Fortsetzung folgt.)

Herbstnacht.

Von Alexander Büttner.

(Nachdruck verboten.)

Es war spät in der Nacht. Ich saß bei der Lampe in meinem Stübchen. Draußen blühte bisweilen ein herbliches Leuchten von fernem Wetter auf, und kalter Nachtwind segte durch die Straße, rüttelte an meinem Fenster. Für Augenblicke wandten Säuge und Bäume im Licht, und helle Wege traten hervor. Dann wieder war alles von Nacht umfungen, dunkler als zuvor.

Bücher und Zeitschriften lagen vor mir auf dem Tisch. In dem und jenen blätterte ich, ohne recht bei der Sache zu sein. Es war zu viel anderes, was mich beschäftigte: meine junge Weisheit, und, daß ich immer von allem gestäubt, es sei im Guten. Denn ich selbst wollte es im Guten haben. Und die großen Weltfragen, die heute jede lebendige Seele durchwühlten. Das Woher und wohin.

Und dann das Verlangen nach Liebe. Nach der großen Gemeinschaft, daß man verneint, einander zu kennen und ganz zu verstehen und in sich dann doch so fremd.

Alles das ging stark in mir um. Ich mußte ans Fenster treten und die Stirn gegen die kühlenden Scheiben pressen. Das tat unendlich wohl.

Lange stand ich so und es überkam mich ein Sehnen nach einem stillverträumten Winkel. Im Träumen sah ich ein Fleckchen Erde — irgendwam hatte ich da mein höchstes Glück gefunden. Durch sie, die mich nun verlassen hatte.

Das war's, was mir nicht in den Sinn wollte. Ganz unmöglich schien es mir, aber ihr Brief knitterte mir in der Tasche, der mir ihr Bebewohl für immer gebracht. Warum? Hatte sie einen anderen, Besseren gefunden? — Ich wußte es nicht, nur, daß ich unglücklich war, ein armer, elender Mensch, das fühlte ich.

Da riß es mich mit einem Male herum: Daß ich fort mußte, ob ich wollte oder nicht, hinaus, in die winddurchwehte Herbstnacht. Und wie ich aus dem Haus trat, in Regen und Finsternis, da war mir sonderlich zu Mut. Als fühlte ich das Leben, das unser aller Zukunft und Heimat sein müsse, den Durch, aus dem wir gestossen, den Willen, der uns gewollt, die Liebe, die uns umfassen, das große Sein, in dem unser winziges Wesen aufgehen müsse.

Freier konnte ich atmen, und eine unsagbare Wohlgeit überkam mich. Und ich schritt die dunklen Häuserreihen entlang, Durch die schlafenden Straßen, an klackernden Laternenflämmchen vorbei, dem freien Felde zu. Besser, feiner Sprühregen wirbelte mir ins Gesicht, daß ich mich tief in meinen Mantel hüllte.

Ohne Gedanken, ohne Ziel lief ich die Landstraße weiter, die mitten durch die Ackerländer zieht. Und ließ die dunkle Nacht hinter mir. Allen Schmerz, alle Erden schwere vergessend.

Da drang ein summender Ton an mein Ohr. Neben und über mir sang im Nachtwind ein Trakt. Das klang so schwermütig, wie unter Schluchsen und Weinen. Er sang das nimmer ruhende, nimmer ersterbende Lied von dem heißen, tiefen Leide der ringenden Menschheit... Und von den Bäumen zur Linken tropfte es langsam und leise wie Tränen.

Als ich im Frühling zuweilen hier mit ihr ging, die ersten Anzeichen abzuwarten, da meinte ich, sie sangen ein Lied von Frühlingluft und Sommerfreuden. Aber sie haben gelogen. Man sollte auf nichts mehr im Herzen bauen, an nichts mehr glauben. —

Die drei Könige.

Von Karlernst Knag.

(Nachdruck verboten.)

Drei Könige zogen aus Morgenland
Ueber Berge, durch Flüsse und Steppen.
Der Stern zu ihren Häupten stand,
Raum mochten die Füße sie schleppen.
Auf einsamem Hügel drei Palmen hoch
Nagten wie segnende Priester.
Ein riesiger Vorkenwogel flog
Schwer über den Himmel und dicker
Ward rings die Erde. Der sieghafte Stern,
Der sie führte zum neugeborenen Herrn,
Ertrank im Dunkel. Gleich irrenden
Blinden, denen der Stab entzwei
Gebrochen so im verwirrenden,
Pfadlosen Fühlen stockten die drei.

Sprach Kaspar und hob ein blutrotes Schwert
In den Himmel gläubig gen Westen:
Von dannen ich komme, für Weiß und Heil
Im Kampfe sinken die Wesen.
Es verflucht der Heimat Felsen und Feld
Des Krieges unmensliche Kute.
Des Mordes verzüchter Wahnsinn gellt
Wie Geiergeschrei. Im Blute
Schwält gräßlich die Ahr. Der Reiter beraubt,
Vor Leiden die Kasse bäumen,
Und Angst um der Väter geliebtes Haupt
Erwürgt der Kinder Träumen.

Ich aber sah den verheißenden Stern!
Und wenn ich ihn finden werde,
So hoff' ich vom neugeborenen Herrn
Den Frieden, den Frieden der Erde!"

Schwarz stand die Wolke. Gleich irrenden
Blinden, denen der Stab entzwei
Gebrochen, so im verwirrenden,
Pfadlosen Fühlen harteten die drei.

Und grübelnd im Geiste sprach Melchior:
Ich ringe nach höherem Ziele,
Und an der Erkenntnis verischlossenem Tor
Versuchs' ich der Schlüssel so viele.
Tät über beschriebenes Pergament
Mein Haupt zermartert beugen
Und forschte, warum wir ohn' End'
Im ewigen Kreislauf zeugen,
Warum die Sonne im Westen sinkt,
Warum wir sterben müssen,
Warum sich Maut und Weiß umschlingt,
Warum wir das Letzte nicht wissen.
Doch da ich schaute den wandernden Stern,
Verließ ich Gute und Böse,
Vertrauend dem neugeborenen Herrn,
Daß das Rätsel der Welt er löse."

Schwarz stand die Wolke, gleich irrenden
Blinden, denen der Stab entzwei
Gebrochen, so im verwirrenden,
Pfadlosen Fühlen harteten die drei.

Die jungen Augen hob Balthasar
Zum Himmel nachstimmhangen:
Ich schaute den Stern, da ich einsam war,
Und bin ihm nachgegangen.
Mir war, als ob durch bahnlösen Raum
Einen Weg meine Füße fänden,
Als hielt ich des Sternes goldenen Saum
In beiden schlußfertigen Händen!
Und wie ein Kind an der Mutter Hand
Trostvoll die Nacht durchschreitet,
So weiß ich, ist mir im fernem Land
Ein köstliches Wunder bereitet.
So fühl' ich dort droben den himmlischen Stern
Durch Herz und Seele brennen!
Doch was zu dem neugeborenen Herrn
Mich reißt, nicht wag' ich's zu nehmen!"

Da, durch der jäh sich teilenden
Wolke schattende Lider,
Strahlte der Stern auf die Ackerden
Wie ein liebendes Auge nieder.

Zwei kleine Geschichten.

Von Gustav Schröder.
(Nachdruck verboten.)

Das Brautheind.

Silbe Staben will heiraten. Verlobt waren sie nun schon drei Jahre, aber von Kriegstrübung wollte der Bräutigam nichts wissen. Man war er soweit ausgeheilt — sie hatten ihn an der Somme den rechten Arm böse verlohren, — und nur für arbeitsverwendungsfähig in der Etappe erklärt worden. Das hieß: Du kommst nicht wieder hinaus. So durfte er die Anwaltspraxis wieder aufnehmen, und alles war gut und sicher. Jetzt konnte man heiraten.

Dazu gehört eine Haushälter. Zwar war, wie im Frieden, aber doch so eingee. Frau Staben hatte ja seit langen für das Tochterlein zurückgelegt, und es wäre eigentlich kein Mangel an irgend etwas gewesen, aber das ist nun einmal eine Tugend der deutschen Frauen und Mädchen, daß sie an Wäsche nie genug haben können.

Wenn nur die Bezugsscheine nicht wären! Aber einem sonstigen einen Ad auf den Leib nagelt und 1500 Mark Strafe in Aussicht stellen, wenn . . . Uebel ist das, übel. Hat man jedoch keine Beziehungen, dann ist die Sache nicht so schlimm, als sie aussieht. Und Mutter Staben hat ihre Beziehungen, und das Tochterlein hat sie auch.

Die muß man aus und erhält doch so ein halbes Duzend Hemden und eben so viel — wozu das herzscheiden.

Vater Staben knarrt: „Die Weiber! Was ob das Mädel nicht reichlich, genug hätte.“ Aber er muß sich bewertien lassen, daß er das nicht versteht.

Die Einkäufe stehen sich, wie gesagt, bevorstelligen, aber wie Unferuf klang es dazwischen: „Wir können keine Gewähr für die Ware übernehmen.“

Gewähr! Hemd ist Hemd nur — ach so. Da liegen die Stücke, fein, sauber, blendend weiß, geziert mit Schleifen und Strafen und Spizen.

Mutter Staben ist aus der alten Schule. Man zieht keine ungewaschenen Sachen auf den Leib. Außerdem: man kann nie wissen, wie das noch wird, und wenn sie einmal die Schränke nachsehen und neue, ungewaschene Wäsche finden, dann kann es geschehen, daß man das Nachsehen hat. So ist es besser und entspricht gutem, altem Brauch, die Sachen erst zu waschen.

Das Wasser dampft, das Feuer glüht, Silbe Staben versenkt eigenhändig ein Stück nach dem andern in die brodelnde Haut. Nur einige Male aufwallen, dann ist's getan.

Sie springt auf einen Huch hinaus, kehrt rasch zurück und — im Kessel aurtelt und wagt es durcheinander, da ein Knäuel, dort ein Feszen und dazwischen tausend kleine Stücke. Das Ganze einem Drei Huchlein Ein Schrei geht durch das Haus, Vater und Mutter springen herzu, weil sie ihr Kind in Todesnot wähen. Und da steht das Mädchen, schluchzt und schluchzt, lehnt sich an die Mutter und weint gotteserbärmlich. Indessen sitzt der Vater mit dem Nähnähel in Kessel und laudet Feszen um Feszen. Er findet seinen Humor an ehesten wieder.

„Ja, Kinder, Papier darf man freilich nicht kochen. Aber vielleicht sind da noch ein paar Bricketts draus zu machen, denn so'ne Papierbricketts kann man jetzt auch sehr gut brauchen.“

Der Speck.

Der Bauernbauer, Huber Seidelmann, wohnt in der Einsamkeit. Gut eine Stunde muß man an Weidenbach aufwärts steigen, ehe man an den Hof kommt. Dann steht man vor den breiten, weit ausladenden Gebäuden, hört die Kühe blöken und mit den Ketten rasseln, hört die Schweine grunzen und hat das Gefühl, daß hier ein Paradies sei auf der armen, fetthosen Erde.

In dies Paradies muß der Doktor Wiener steigen, weil ihn der Bauer zu seinem kranken Weibe gerufen, und als der Arzt den Hausflur betritt, sieht er witternd den Arm ein und denkt: Dem Seidelmann knöpfe ich heute ein Stück ab. Untersucht er also die Frau, klopf, horcht, richtet sich auf und fragt den Bauern: „Hast ein Speck?“

Da erschrickt der Huber. „Na, na, hab lan Speck nit.“ Sein Weib winnert, weil sie meint, der Doktor brauchte den Speck zu ihrer Gefundung. „Huber,“ krecht sie, „Huber an.“ Der aber fährt auf sie drein. „Still bist, hab lan Sved nit.“ Dazu lacht der Doktor und tröstet die Bäuerin: „Sei ohne Sorge, deine Lungenentzündung woll'n wir auch ohne Speck zum Tempel naus jagen.“

So geschah es, und der Bauer lachte heimlich. War einige Zeit vergangen, da mußte der Doktor wieder hinaus in die Einsamkeit. Diesmal ging es um den Bauern. Der sah in dem alten Großvaterstube und schaute zum Erbarmen, weil er gestürzt war und sich irgendwo eine oder auch zehn Rippen gebrochen hatte.

„Om,“ knarrte der Arzt, „eine Quetschung, eine böse Quetschung, hm.“ Er rieb sich das Kinn und sah den Bauern mit ästernen Augen an. Dem jagte die Angst über den Leib.

„An Quetschung? Ja, und is das hernach zum Sterben?“

„Bauer,“ der Doktor bohrte seine Nagen in die des Huber Seidelmann. „Bauer, hast — an Speck?“

„Muß es eh viel sein?“
„An richtig Still.“
„Halt wohl, halt wohl.“
Und die Bäuerin, die gute Soete, ist schon die Treppe hinauf, langt einen Schwoten Speck vom Nagel und schneidet ein ordentliches Stück ab. Das reicht sie dem Doktor. Der zieht ein Stück sauberes Papier aus der Tasche, breitet es auf dem Tisch aus und legt den Speck darauf.

Hernach holt er eine Flasche aus der Jacke, auf der steht: Essigsäure Tonerde. Nimmt ein Schäßelchen Wasser, gießt aus der Flasche hinein, langt Binden aus seiner Ledertasche und umwickelt dem Huber Seidelmann den Brustkasten.

„Und der Speck?“ fragt der Bauer.
„Der ist fürs Zamerliche,“ antwortet der Doktor drauf, legt einen Taler auf den Tisch, wickelt den Speck in das Papier und verstaht ihn in der Ledertasche.

„Übermorgen komme ich wieder,“ jagt er in der Tür. Diesmal knarrt der Bauer, und sein Weib lacht.

Büchertisch.

— Altmeister Thoma hat mit seiner innerlichen, kern deutschen Kunst von Jahr zu Jahr überzeugtere Freunde und Bewunderer gefunden. Unbeeinflusst von der Woge des Modageschmacks, ganz auf sich selbst gestellt, ist er eigene Wege zum Ruhm gegangen. Deshalb verdient die Kunstausalt Trovitzsch & Sohn, Frankfurt a. O., Dank dafür, daß sie uns nach den Massikern Feuerbach, Uhe, Menzel und Böcklin nun auch Thoma in einem seiner bezwingendsten Werke darbietet. Thomas „Sommerglück“, dessen Original im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln hängt, stammt aus dem Jahre 1903, wohl der besten Zeit des Meisters. Von den hohen künstlerischen Eigenschaften des Blattes (54x66 Zentimeter; Preis 25 Mark) sei nur die vollendete Lösung des Lichtproblems erwähnt, die in der meisterhaften farbigen Nachbildung so gut wie im Original wirkt.

— Exkursionsbuch zum Studium der Vogelheimen. Praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesänge. Von Professor Dr. A. Boigt. 6. und 7. Auflage. 320 Seiten. Geb. 3,80 Mark. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Büchelsteiner. 1 1/2 Pfund Gemüse, 1/3 Pfund Kartoffeln, 1 1/2 Pfund Frisch, Lorbeer, Pfeffer und Nellen, 1 Eßlöffel Fett, 2 Eßlöffel Mehl, 1 Liter Wasser, Pfeffer und Salz nach Geschmack. Etwas Rauch und Sellerie schmeckt gut daran. Der Fisch wird halb gar gekocht und in Blättchen zerlegt. Gemüse und Kartoffeln werden in Fett gedämpft, das Mehl darübergeschaut, die Schwärze und 1 Liter Fischwasser zugegeben und die Spize 1 1/2—2 Stunden gekocht. 1/2 Stunde vor dem Anrichten den Fisch dazugegeben.

Lebkuchen für unsere Feldgrauen. 1 1/2 Pfund Sirup, 1/4 Liter Milch, 2 Teelöffel Bunt, 1 Teelöffel Nellen, 2 Teelöffel Anis, 2 Backpulver, 2 Pfund Mehl, 3/4 Pfund Butter. Die Masse gut verarbeiten, auf 2 Backblech ausrollen und nach dem Baden zer schneiden. Nach Belieben kann man die Schnittten glastieren.

Pfannkuchen von gelben Rüben oder gelben Kohlraben. Die Rüben werden geschält, gerieben und mit Milch, etwas Salz und Mehl zu fleissem Teig verarbeitet, wovon dünne Kuchen in wenig Fett von beiden Seiten braun gebacken werden.

Bilderrätsel.



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Wortspierrätsels.

- a. Abel, Stern, Nie, Sau, Ist, Ab-l, Dom, Eisen. —
- b. Nadel, D-ern, Dale, Giau, Wast, Wabel, Gdom, Weisen.

November.